

Kapitel 2

Der Wille zu teilen

Es ist nicht so, dass wir keine Konzepte des Teilens hätten. Sie funktionieren jedoch nicht in jeder Situation. Solange wir zum Beispiel keine Sorgen haben, fällt es uns meistens nicht schwer, uns zum Teilen zu bekennen. Im Alltag stoßen unsere guten Grundsätze aber oft auf praktische Umsetzungsschwierigkeiten. Unser Wille zu teilen ist offensichtlich zu schwach, um sich als Motiv immer und überall durchzusetzen. Da wir unsere Lebensumstände nicht einfach ausblenden können, sollte eine neue Philosophie des Teilens auf jeden Fall praxistauglich sein. Sie sollte das Leben als ein Prozess erfassen, das sich kaum nach guten Grundsätzen richtet, sondern als ein Geschehen mit vielen Unwägbarkeiten und Widersprüchen bewältigt werden muss. Nur unter solchen Voraussetzungen wäre es sinnvoll, die Möglichkeiten und Grenzen unseres ethischen Willens zu erforschen. Diesem Aspekt widmet sich das vorliegende Kapitel. Es untersucht das Teilen als ein soziales Handlungsmuster, das wir willentlich praktizieren, obwohl es scheinbar nicht in unserem Interesse ist. Der Wille zu teilen hat dabei die Form eines Gebotes. Er geht auf die ethische Grundeinstellung zurück und äußert sich als die Stimme des Gewissens, die uns sagt, was wir tun sollten. Doch woher kommt unsere innere Überzeugung, auf diese Stimme zu hören. Man könnte auch fragen, warum folgen wir eigentlich unserem Gewissen. Betrachtet man die Frage philosophisch anstatt psychologisch, lassen sich darauf

drei grundsätzliche Antworten geben. Demnach geht unsere moralische Gesinnung auf den Glauben an Gott, das Autonomiebewusstsein des freien Subjekts oder das soziale Verantwortungsgefühl für die Gemeinschaft, das Leben und die Zukunft zurück. Wir wollen diese drei Hauptmotive des Teilens auf ihre Überzeugungskraft (Eindeutigkeit und Zweifelfreiheit) untersuchen.

*Der Wille zu teilen kann aus dem Glauben,
dem Freiheitsbewusstsein oder dem Verantwortungsgefühl
kommen.*

Das am stärksten verbreitete Motiv kommt aus dem Glauben. Vor allem die christliche Ethik enthält eine große Verpflichtung zu teilen. Es handelt sich dabei um ein Gebot, das von Jesus verkündet und gelebt wurde. Durch das Teilen zeigen die Christen Mitleid, Barmherzigkeit und Nächstenliebe. Die theologische Begründung des Teilens lässt allerdings einen doppelten Zweifel an der Gültigkeit des Gebotes aufkommen. Zum einen ist der Glaube auf eine bestimmte Religionsgemeinschaft beschränkt, die sie auf alle Menschen ausdehnen möchte. Dieser missionarische Charakter kann auf die Mitglieder anderer Kirchen und vor allem auf Atheisten und Agnostiker (Menschen, die leugnen, dass sich die Existenz Gottes beweisen lässt) abschreckend wirken. Wer sich dem Christentum nicht zugehörig fühlt, zweifelt auch an dessen Lehre. Zum anderen folgen die Christen selbst nicht immer ihrem Glauben, weil er von ihnen manchmal zu viel verlangt. Wenn sie zum Beispiel hören, dass sie nicht gleichzeitig zwei Herren (Gott und Mammon) dienen können, dann ist

ihnen oft das Hemd näher als die Jacke. Sie bekennen sich zwar weiterhin zum Teilen, praktizieren es jedoch nicht oder nur bedingt.

Das Gebot der christlichen Lehre

Die Verfechter des Christentums setzen sich für das Teilen ein. Sie unterstreichen dabei vor allem die Notwendigkeit, mit gutem Beispiel voranzugehen. Die Reihe der christlichen Protagonisten des Teilens reicht vom Heiligen Martin, der seinen Mantel durchtrennte, um einen Frierenden zu wärmen, bis Mutter Theresa, die ihre ganze Lebenskraft den Armen und Bedürftigen widmete. Deren Verhalten kann als beispielhaft angesehen werden. Und dennoch lässt es sich leicht anzweifeln. Denn die christlichen Religionen begründen das Teilen durch das Wort Gottes. Das macht sie dogmatisch. Ein Dogma ist ein Glaubenssatz. Er gilt deshalb, weil er von Gott stammt. Jesus sagt die Wahrheit, die zu befolgen ist. Was er verkündet, ist Gottes Wille. Wenn er uns also zum Teilen auffordert, dann sollte man seinem Wort gehorchen. So denken allerdings nur die gläubigen Christen.

Die Wertvorstellungen des christlichen Glaubens mögen jedem einzelnen Kirchenmitglied als richtig erscheinen. Sie können sogar als Kanon einer universalen Soziallehre gelten. Dennoch sind sie nicht allgemein gültig, weil sie das Teilen durch die Inhalte des Glaubens legitimieren. Wer jedoch einen anderen oder vielleicht gar keinen Glauben hat, fühlt sich nicht an das christliche Gebot des Teilens gebunden. Er braucht nicht zu teilen, weil das durch die Bibel überlieferte Wort Gottes für ihn keinen Weisungscharakter hat. Deshalb ist eine Religions-

gemeinschaft, die aus ihrem Glaubensbekenntnis die Inhalte ihrer Soziallehre ableitet und diese für richtig erklärt, nicht in der Lage, alle Menschen auf eine gemeinsame Ethik zu verpflichten. Sie birgt manchmal sogar die Gefahr, mehr zu spalten als zu vereinen. Das lässt sich leicht überprüfen, wenn nicht das Teilen, sondern beispielsweise das Heiraten, das Erziehen oder das Strafen durch ein bestimmtes Glaubensbekenntnis begründet werden. Über solche Themen haben unterschiedliche Religionen recht unterschiedliche Ansichten, die in der Vergangenheit nicht nur zu kontroversen Diskussionen, sondern sogar zu handfesten Auseinandersetzungen geführt haben.

| *Wer teilt, soll es nicht allein durch Glauben legitimieren.*

Religionen begründen das Teilen aus dem Glauben an das Wort Gottes. Wer auf Gott hört, fühlt sich zum Teilen verpflichtet. Unser Gewissen entsteht aber nicht daraus, woran man glaubt. Vielmehr scheint dafür entscheidend zu sein, dass man glaubt. Es ist mit anderen Worten nicht der Inhalt des Glaubens, der den Willen zu teilen antreibt, sondern die Form. Unter dieser Voraussetzung, die noch ausführlich besprochen wird, gibt es beim Teilen keinen wesentlichen Unterschied zwischen einzelnen Religionen, weil sie demselben Muster folgen. Oder anders formuliert: Für jeden, der die Frage nach einem Gott stellt, wird Teilen zu einem persönlichen Gebot. Dabei reicht es, nur etwas tiefer über unsere ultimative Herkunft (Genesis) nachzudenken. Denn die geistige Beschäftigung mit dem Ursprung der Existenz führt uns zu der Erkenntnis, dass wir selbst die Verantwortung für das Teilen tragen.

Der Widerspruch der Genesis

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich im Folgenden mit der christlich überlieferten Entstehungsgeschichte auseinandersetze, ohne die entsprechende Glaubenslehre zu berücksichtigen. Ich tue es nicht deshalb, weil ich die Religion infrage stellen möchte. Das Gegenteil ist gerade der Fall. Ich möchte zeigen, dass hinter dem Christentum eine höhere Logik steckt, die uns zum Teilen veranlasst. Diese Logik liegt allerdings nicht in den Inhalten des Glaubens, sondern in unserer formalen Freiheit, sich für das Gute zu entscheiden. Sie ergibt sich aus einer einfachen Reflexion der alttestamentarischen Genesis vor dem Hintergrund des göttlichen Willens. Solange wir die Inhalte der Glaubenslehre außer Acht lassen und uns nur auf die angenommene Tatsache der Schöpfung beschränken, lässt sich das Gebot des Teilens nicht zweifelsfrei als Wille Gottes begründen. Denn es gibt logische Gründe genauso dafür wie dagegen.

Wenn wir an den Ursprung der Menschheit denken und der Frage nachgehen, woher wir kommen, erkennen wir leicht, dass es eine erste Ursache geben muss, aus der alles entstanden ist. Diese Ursache lässt sich als Gott personifizieren. Dennoch ist darin noch kein Gebot zum Teilen enthalten. Denn die Genesis gibt uns gerade die Freiheit, uns für das Gute wie für das Böse zu entscheiden.

Wenn Gott die Menschen erschaffen hat, dann sind wir ein Teil von ihm. Als ein Teil aus einem Ganzen hervorgegangen zu sein, kann grundsätzlich zwei entgegengesetzte Bedeutungen haben. Zum einen kann es bedeuten, dass der Schöpfer uns aus-

gestoßen hat, weil er diesen Teil nicht bei sich haben wollte. Er hat sich davon getrennt, wie man sich von einem faulenden Glied trennt, das den ganzen Körper befallen könnte. Zum anderen kann es aber bedeuten, dass Gott den Menschen in die Freiheit gesetzt hat. Er wollte ihn nicht mehr bei sich haben, um ihm neue Entwicklungsmöglichkeiten zu geben. Im ersten Fall ist es so, als ob der strafende Vater seinen Sohn aus dem Haus gejagt hätte, weil er ihn für einen böartigen Taugenichts hielt. Im zweiten Fall lässt der weitsichtige Vater den Sohn in die Welt ziehen, weil er seine guten Veranlagungen und Fähigkeiten draußen besser entfalten könne als wenn er nur zu Hause bliebe. Natürlich lassen sich beide Sichtweisen miteinander kombinieren. Der strafende Vater verstößt den bösen Sohn, gibt ihm aber weitsichtig die Chance, wieder gut zu werden. Diese Vorstellung geht auf die Geschichte vom Sündenfall zurück, bei dem der Mensch vom Baum der Erkenntnis gegessen hat und deshalb aus dem Paradies verjagt wurde. Sie wird häufig als Beleg dafür genommen, dass wir bereuen sollten, um die Gnade Gottes wiederzuerlangen. Als eine unbedingte Verpflichtung zum Teilen ist sie jedoch nicht haltbar.

In der nüchternen Interpretation der Schöpfung wurden wir von Gott entweder verstoßen, in die Freiheit gesetzt oder beides. Wenn der Schöpfer uns verstoßen hat, weil wir böse sind, dann ist es nur folgerichtig und im Sinne des strafenden Gottes, dass wir böse bleiben. Böse bedeutet Nicht-Teilen. Wenn Gott uns in die Freiheit gesetzt hat, damit wir uns weiterentwickeln und zur Erkenntnis kommen, dann sollten wir tatsächlich Gutes tun und damit teilen. Der Gegensatz lässt sich auch nicht dadurch aufheben, dass man beide Alternativen miteinander kombiniert.

Wenn Gott den bösen Menschen straft, indem er ihn auf die Erde vertreibt, um ihm dort die Chance zu geben, wieder gut zu werden, dann ist daraus nicht ableitbar, dass der Mensch tatsächlich Gutes tun wird. Das liegt an der ihm übertragenen Freiheit der Entscheidung. Denn das Wesen der Freiheit besteht gerade darin, dass wir uns für oder gegen etwas entscheiden können.

| *Teilen ist ein Ergebnis der Entscheidungsfreiheit.*

Nehmen wir an, dass Gott den Menschen irgendwann zu sich zurückrufen wird, um über ihn und seine Taten zu richten. In diesem Fall scheint es für uns zweckmäßig zu sein, auf der Erde möglichst viel Gutes getan zu haben, weil wir dann in den Himmel kommen werden, anstatt in der Hölle zu schmoren. Derjenige, der an die Wiederaufnahme ins Paradies glaubt, wird wahrscheinlich zu teilen versuchen. Er tut es aber dann nicht aus Einsicht, sondern aus Angst vor der Strafe. Dieses Motiv ist nicht besonders wirkungsmächtig. Denn wer in seinem Leben permanent durch Angst beherrscht ist, wird früher oder später daran zugrunde gehen.

Menschen können sich an die Inhalte ihres bestimmten Glaubens halten und deshalb teilen. Sie können sich aber auch vor Gott fürchten und aus diesem Grund seinen Geboten folgen. Sie haben aber auch die Freiheit, daran zu zweifeln. Wer Gott infrage stellt, kann dennoch eine ethische Gesinnung haben und sich zum Teilen bekennen. Denn die ethische Gesinnung wurzelt

nicht in einem bestimmten Glauben, sondern in der Freiheit, sich autonom für das Gute zu entscheiden.

Evolutionslehre versus Gewissensfreiheit

Wir wissen nicht mit absoluter Gewissheit, ob es einen Schöpfer oder das Leben nach dem Tod gibt. Bezüglich dieser Frage streitet die Theologie oft mit der modernen Naturwissenschaft. Die radikalen Verfechter beider Lager vertreten dazu ganz entgegengesetzte Positionen. Die einen sagen mit Entschiedenheit ja, die anderen nein. Da wir den Standpunkt der Theologie bereits beleuchtet haben und dabei zum Ergebnis gekommen sind, dass sich daraus eine unbedingte Verpflichtung zum Teilen zweifelsfrei nicht ableiten lässt, wollen wir uns jetzt dem naturwissenschaftlichen Standpunkt zuwenden und die Frage umgekehrt stellen. Lässt sich aus der Evolutionstheorie, wonach der Mensch aus einem organischen Prozess der Zellteilung hervorgegangen ist und biologisch nur eine begrenzte Zeit lebt, die Notwendigkeit des Teilens verneinen? Auch diese Frage kann nicht eindeutig beantwortet werden.

Es gibt wissenschaftliche Auffassungen über das Teilen, die aus der Evolutionslehre abgeleitet werden. Die Anhänger des Sozial-Darwinismus sind beispielsweise der Meinung, dass man nicht mit allen, sondern nur mit Starken und Überlebensfähigen teilen sollte, weil sich die Natur nach diesem Selektionsmechanismus entfaltet. Damit übertragen sie die Entwicklungsprozesse aus dem Tierreich auf die Menschen und unterscheiden nicht zwischen Biologie und Ethik. Dagegen wehrt sich unser Gewissen. Denn es versteht sich nicht als ein Vegetationssystem, das

genauso funktioniert wie die sonstigen Organe. Gerade die ethische Gesinnung unterscheidet den Menschen von den Tieren. Deshalb haben wir auch den Willen, mit denjenigen zu teilen, die schwächer sind und es besonders nötig haben. Dazu verpflichtet uns das Gewissen.

Das Gewissen ist einerseits eine natürliche Disposition, über die jeder Mensch verfügt. Andererseits wird es uns in der Kindheit anezogen. Seine individuelle Ausprägung kann deshalb sehr unterschiedlich sein. Seine Arbeitsweise ist aber immer dieselbe. Das Gewissen meldet sich meistens als eine warnende oder mahnende Stimme, die uns auf Recht und Unrecht unseres Handelns hinweist. Ein schlechtes Gewissen bildet sich umso mehr heraus, je weniger wir auf unsere innere Stimme hören, sie zu verdrängen versuchen und uns ethisch fehl verhalten. Gutes Gewissen fördert und begleitet dagegen unsere guten Taten. In seiner Vollendung stellt es das ethische Korrektiv dar, das unser strategisches Handeln auf den richtigen Pfad bringt.

Im Gewissen spiegelt sich unser Urteilsvermögen wider, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Dieses Urteilsvermögen wurzelt jedoch nicht im Wissen, sondern im Glauben. Wir wissen nicht mit absoluter Sicherheit, ob es sich lohnt, ethisch zu handeln. Wir glauben aber fest daran.

| *Glaubendes Gewissen führt uns zu guten Taten.*

Der Glaube ist eine fundamentale Form unserer geistigen Existenz. Sein kognitives (erkennendes) Organ ist das Gewissen.

Es weist uns den Weg in schwierigen Entscheidungssituationen. So folgen wir dem Gewissen, obwohl wir es eigentlich nicht wissen können, ob wir richtig oder falsch handeln. In diesem Zwiespalt bewegt sich auch unser Verantwortungsbewusstsein.

Die Ethik der Verantwortung

Die Verantwortungsethik beantwortet bestimmte Schlüsselfragen des Lebens grundsätzlich mit einem klaren „Wir wissen es nicht“. Wir wissen zum Beispiel nicht, ob wir zur Erkenntnis des Guten fähig sind oder vom Bösen geleitet werden. Weil wir es nicht wissen, können wir folglich nur glauben. Dazu meint die Verantwortungsethik, dass es gleichgültig sei, ob wir zum Beispiel an einen Gott glauben oder glauben, dass es keinen Gott gibt. Wer nicht glaubt, hat dennoch einen Glauben, eben den Glauben an sich selbst oder an seine Familie.

Wir können einerseits glauben, dass wir vom Baum der Erkenntnis gegessen haben. Dann kennen wir nicht nur den Unterschied zwischen Gut und Böse. Vielmehr haben wir auch die Freiheit, ethisch zu handeln. Wir müssen dabei nur auf unser Gewissen hören. Es ist allerdings auch möglich, dass wir blind unserem Schicksal folgen. In diesem Fall hoffen die meisten, dass ihnen das Gute vorbestimmt ist. Wer meint, über seinen Lebensweg selbst nicht entscheiden zu können, vertraut auf die göttliche Vorsehung. Auch in diesem Fall folgt er der Stimme seines Gewissens.

Auf sein Gewissen hören, heißt Verantwortung zu übernehmen, anstatt sie an eine andere Instanz zu delegieren. Dabei

können wir leicht in Gewissenskonflikte geraten. Unser Gewissen sagt uns zum Beispiel, dass wir teilen sollten. Unser wirtschaftliches Kalküldenken kann sich aber dieser Auffassung in den Weg stellen. Dann geraten wir in einen Zielkonflikt zwischen Ethik und Ökonomie. Wofür wir uns entscheiden, obliegt auch in diesem Fall unserer Verantwortung. Diese Verantwortung erstreckt sich über unser ganzes Leben.

| *Wir tragen die Verantwortung für unser Leben.*

Da sich das Teilen nicht unbedingt begründen lässt, sondern unserer Entscheidungsfreiheit unterliegt, lassen sich dazu zwei prinzipielle Einstellungen entwickeln: Wir teilen oder wir teilen nicht. Entscheidend dafür ist unsere ethische Gesinnung. Sie ist dadurch bestimmt, welchen Sinn wir in unserem Leben sehen. Hat das Leben für uns nur einen materiellen Wert oder folgen wir auch sozialen Idealen? Wer diese Frage stellt, fühlt sich für sein Leben verantwortlich. So lässt sich auch erklären, warum viele die ethische Gesinnung aufgeben. Das ist dann der Fall, wenn sie aufhören, sich mit dem Leben zu beschäftigen und nur noch in materiellen Kategorien denken. Sie glauben, dass das Geld die Welt regiert und es deshalb keinen Sinn macht, das ökonomische Kalküldenken zugunsten ethischer Werte zu korrigieren.

Die Suche nach dem Sinn des Lebens

Es lässt sich nicht bestreiten, dass Geld einen bedeutenden Einflussfaktor in unserer Gesellschaft darstellt. Es ist aber nur ein Mittel, unser Leben abzusichern, um es möglichst angenehm und

sinnvoll zu gestalten. Das Leben als Zweck hat für uns eine ungewisse Komponente. Wir fragen uns, wohin wir gehen und leiten aus der Antwort unseren Lebenssinn ab. Je weniger Sinn wir im Leben sehen, desto schwächer ist unser ethisches Bewusstsein.

Gibt es einen Lebenssinn, obwohl unsere persönliche Existenz zeitlich begrenzt ist? Lassen wir uns einfach auf die These ein, dass wir mit dem biologischen Tod aus der Welt verschwinden. Das bedeutet, dass es anschließend weder eine Belohnung noch eine Bestrafung gibt. Daraus könnte man einerseits ableiten, dass wir die Narrenfreiheit haben und alles tun dürfen, was uns Spaß macht. Unser Gewissen sagt uns aber andererseits, dass wir gerade deshalb die Verantwortung für unser Leben übernehmen und uns dabei nach ethischen Grundsätzen richten sollten.

Ob wir Narrenfreiheit haben oder Verantwortung übernehmen sollten, ist die entscheidende Sinnfrage des Lebens. Nur das Leben selbst kann uns darauf eine Antwort geben. Viele Menschen versuchen, den Sinn in ihrem Leben zu finden, indem sie so tief wie möglich in ihre Seele abtauchen. Sie machen dabei oft spirituelle Erfahrungen, die außerhalb unseres rationalen Denkens liegen. Solche Erfahrungen heben grundsätzlich das Ich-Bewusstsein auf. Sie sehen den Menschen als einen unzerrennlichen Bestandteil eines höheren Ganzen, in dem der Augenblick zur Ewigkeit geworden ist. Aus diesem Geist entsteht innerhalb der Gemeinschaft der Gleichgesinnten ein starker Wunsch, alles miteinander zu teilen. Solche Gemeinschaften

können sich jedoch kaum in unserer Wettbewerbsgesellschaft halten.

Schauen wir uns dagegen das Leben innerhalb der modernen Wohlstandsgesellschaft nüchtern an, finden wir darin auf Anhieb keinen höheren Sinn. Doch auch unser rationales Denken ist in der Lage, das Leben in seinem Wesen zu erkennen. Denn es gibt offensichtlich ein Prinzip, das das Leben am Leben erhält. Es ist das Prinzip des Teilens. Das Leben teilt sich unendlich fort. Das gilt sowohl für die einfachste Natur als auch für die komplexesten Organisationsformen. An diesem Prozess können wir mitwirken, indem wir die Verantwortung dafür übernehmen, dass das natürliche und soziale Leben nicht zerstört wird. Es ist die Verantwortung für die Zukunft von uns und die Zukunft der folgenden Generationen.

| *Das Leben teilt sich unendlich fort und lässt uns an diesem Prozess verantwortlich mitwirken.*

Der Wille zu teilen resultiert aus der Suche nach einem sinnerefüllten Leben. Der ultimative Lebenssinn liegt darin, das Leben selbst am Leben zu erhalten. Demnach ist das Teilen das Grundmuster des Lebens. Die Entwicklung der Gemeinschaft genauso wie die persönliche Entwicklung des Menschen beruht auf diesem Grundmuster.

Leben als Entwicklungsprozess

Das Leben ist ein Entwicklungsprozess, der durch das Teilen vorangetrieben wird. Das gilt auch für unsere persönliche Entwicklung.

Das Teilen bringt uns im Leben weiter. Es stärkt unsere Persönlichkeit und eröffnet uns neue Perspektiven. Als Menschen kommen wir nur für eine begrenzte Zeit auf die Welt. So fragen wir automatisch nach dem Zweck unserer Existenz. Wenn wir uns am Leben selbst orientieren, kommen wir zweifelsfrei zu dem Schluss, dass sich dieser Zweck auf unsere eigene Entwicklung bezieht. Wir tragen ein ungeheures Potenzial an Fühlen, Wissen und Können in uns. Dieses Potenzial zur vollen Zufriedenheit zu bringen, ist das Höchste, was wir im Leben erreichen können. Dabei taucht eine lebensstrategische Frage auf: Wird unsere Entwicklung mehr durch egoistische oder altruistische Motive gefördert?

Wir brauchen einen gesunden Egoismus, um uns im Leben zu behaupten. Er bringt uns aber ab einem bestimmten Entwicklungsstadium nicht weiter. Wann dieses Stadium einsetzt, ist individuell sehr verschieden. Wie es aber überwunden werden kann, steht eindeutig fest. Nur durch das Teilen wird uns möglich sein, eine hohe Stufe von Freude, Zufriedenheit und Ausgeglichenheit im Leben zu erreichen.

Durch Teilen wird unsere persönliche Entwicklung bis auf die höchste Stufe von Freude, Zufriedenheit und Ausgeglichenheit gefördert.

Der Wille zu teilen folgt unserem Gewissen. Denn unsere innere Stimme weiß am besten, was Gut für uns ist. Sie gebietet uns zu teilen, um uns in unserer Entwicklung zu fördern. Wie wir teilen sollten, müssen wir jedoch selbst entscheiden.

Strategien des Teilens

Wie wir teilen, ist meist von unserem Interesse bestimmt. Dabei stehen uns vier Strategien zur Verfügung, die beispielhaft in der Sozialpolitik praktiziert werden. Demnach können wir gleichmäßig (paritätisch), korrigierend (kompensatorisch), gegenseitig (reziprok) und vermehrend (produktiv) teilen.

Das paritätische Teilen folgt dem Grundsatz der Gleichstellung. Jeder sollte unabhängig von seinem Vermögen, Bedarf oder Einkommen dasselbe bekommen. In der Politik nennt man dieses Vorgehen auch das Gießkannenprinzip. Es wird strategisch dann eingesetzt, wenn man niemanden ungerecht behandeln will. Befürchtet eine Regierung, dass bestimmte Subventionsleistungen eine öffentliche Entrüstung bei denjenigen auslösen würden, die nichts oder nicht so viel bekämen, verfährt sie in der Regel nach dem Gießkannenprinzip. Das paritätische Teilen ist damit am bequemsten, auch wenn es in der Regel am wenigsten bewirkt.

Das kompensatorische Teilen folgt dem Grundsatz des Ausgleichs. Es soll den Bedürftigen zugutekommen. Es kann sich am faktischen Bedarf oder am formalen Anspruch orientieren. Für den faktischen Bedarf ist die Einzelfallprüfung erforderlich. Beim formalen Anspruch genügt der Nachweis, dass man die Kriterien für die Kompensationsleistung erfüllt. Der Unterschied zwischen Faktum und Formalität lässt sich an Sozialleistungen des Staates veranschaulichen.

Wenn ein Bürger mit seinem Verdienst eine bestimmte Grenze nicht überschreitet, hat er zum Beispiel Anspruch auf Woh-

nungseinrichtungs- oder Kleiderzuschuss. Dabei wird in der Regel nicht geprüft, ob er tatsächlich neue Möbel oder Kleider braucht. Es reicht vollkommen aus, wenn er nur einen Antrag stellt. Ein solches kompensatorisches Teilen wird dadurch in seinem Zweck entfremdet. Es führt oft dazu, dass Kompensationen geleistet werden, auch wenn sie nicht notwendig sind.

Das reziproke Teilen beruht auf dem Grundsatz von Leistung und Gegenleistung. Es richtet sich an diejenigen Nehmer, die sich gegenüber den Gebern anschließend erkenntlich zeigen sollten. Damit handelt es sich letztendlich um einen verdeckten Kalkül. Man gibt etwas ab, um dafür etwas zurück zu bekommen. Besonders kurz vor den Wahlen setzen manche Regierungen die Strategie des reziproken Teilens ein. Sie verabschieden Gesetze, die dem Interesse ihrer Wählerschichten dienen und erwarten dafür deren Stimme.

Das produktive Teilen beruht auf dem Grundsatz der Effektivität. Es wendet sich an Benachteiligte mit dem Ziel, für sie bessere Lebensbedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten zu schaffen. Im Unterschied zur Kompensation, die auf die Notlinderung ausgerichtet ist, soll produktives Teilen die Betroffenen aus ihrer Bedürftigkeit herausholen. Es entspricht damit dem Prinzip der Hilfe zur Selbsthilfe. Wer produktiv teilt, erzeugt damit die nachhaltigste Wirkung.

| *Produktives Teilen erzeugt die nachhaltigste Wirkung.*

Obwohl das produktive Teilen am nachhaltigsten wirkt, wird es heute bei Weitem nicht in dem erforderlichen Maß praktiziert.

Das liegt wohl daran, dass das produktive Teilen auf den ersten Blick dem Geber keinen direkten Nutzen bringt. Diese Methode ist nicht wie das Gießkannenprinzip der Parität bequem, lässt sich nicht wie die formale Kompensation leicht handhaben und bietet anscheinend wie bei der reziproken Tauschbeziehung keine direkte Gegenleistung. Auch dies ist eine Hürde auf dem Weg zu einer besseren Gesellschaft.